

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen 2.50 Mark, durch die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr. Die halbjährlichen und jährlichen Preise sind an demselben Orte zu erlangen. Halle, Druckerei der Provinzial-Verlagsanstalt, Markt 10. Halle, Druckerei der Provinzial-Verlagsanstalt, Markt 10.

Morgens Ausgabe.

Anzeige-Gebühren für die halbjährliche Zeitungs- oder deren Raum für die halbjährliche Zeitungs- oder deren Raum in Halle 15 Ctr., in Berlin 20 Ctr., in den übrigen Städten nach dem Verhältnis. Halle, Druckerei der Provinzial-Verlagsanstalt, Markt 10.

Meine Zeit

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

№. 459. — Jahrg. 192. Halle a. S., Sonnabend 30. September 1899. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Berliner Bureau: Berlin SW., Stralauerstr. 3.

Ein durchkreuztes Intriguenpiel.

Die „Freizeitung“ entfällt in ihrer gestrigen Abendnummer das auf den Sturz des Vizepräsidenten des Staatsministeriums Dr. v. Miq. berechnete Intriguenpiel. Sie schreibt, daß sie die Möglichkeit gehabt habe, sich nach allen in Betracht kommenden Seiten zu orientieren, und theilt nun die interessantesten Ergebnisse wie folgt mit:

Daß im Allgemeinen eine von langer Hand angelegte Intrigue in das Stadium der Kritik zu treten im Begriffe steht, ist so klar zu Tage getreten, daß darüber eine Zuspätkommen nicht mehr möglich ist. Herr Dr. Lieber hat durch die große Stundgebung seiner Wähler nicht nur festgestellt, was die öffentliche Meinung seit Monaten pro und contra die Demokratie aller Richtungen von jeher erstrebt, nur mit dem einen wesentlichen Unterschiede, daß er dem Centrum und durch das Centrum sich selber die Führung in der Kampagne zu sichern bemüht ist, durch welche auf die Befreiung des Vizepräsidenten des Staatsministeriums hingearbeitet werden soll.

Dr. Liebers Absicht war ohne jeden Zweifel, die gehörigen Orts die Opposition zu erwecken, daß der ihm und anderen ungewohnten Staatsmann von den großen politischen Parteien verlassen sei und daher auch der Regierung nicht länger von Nutzen sein könne. Er wollte er dem im Namen des Centrums, obwohl offenkundig ist, daß in der, wie in anderen Fragen der weitest nicht die ganze Partei zu ihm steht. Er hätte das Centrum etwa mittels feineswegs die Befreiung des Finanzministers, noch auch eine Initiative, die gegen den Vizepräsidenten Konventionen geht. Denn, darüber darf man sich nicht täuschen, das wäre die notwendige Folge, die der Sturz des Ministers durch Dr. Lieber nach sich ziehen müßte, zumal wenn die Konventionen verlangt könnten, unter Verletzung des eigenen Interesses auch Herrschaft in das Gefolge des Centrums zu führen für die Opposition zu treten. Es erziele nur, von konventioneller Seite eine Art Declaration gegen den Minister zu erwidern, um den Schein einer Gemeinlichkeit zu gewinnen und dann, mit der geschlossenen Reihe publizistischer Kundgebungen demselben, den Mann zu Fall zu bringen.

Die Ausprägung des Centrums von Absichten des Ministers gegen die Konventionen und von seiner Haltung in der Beamtenfrage scheint wesentlich im Hinblick auf die Konventionen geschehen zu sein. Erst, da wir bestimmt wissen, daß dieses Gerücht lauter wurde, um zum Vorteil des Centrums einen unheilbaren Riß zwischen den Konventionen und dem Minister herbeizuführen, freuen wir uns um so mehr, unsere Schritte mit Verbeistehen gesogen zu haben. Mit unrichtigen Prämissen fallen auch die Folgerungen. Dr. v. Miq. hat sich nicht an dem, was wir jetzt gleichfalls feststellen müssen, glauben. Alles, was an ihm liegt, gehen um das natürliche Verhältnis festes Zusammenwirken zwischen den Konventionen und der Staatsregierung wieder anzubahnen, weil er darin eine politische Pflicht empfindet, die er nicht erfüllen will. Er ist bereit, den selben Meinung und jedem Auslande geneigt, der für die konventionelle Partei ehrenvoll und tüchtig ist. Unsere Partei ist sich dessen voll bewusst, was es für konventionelle Partei ihr Haupt zu finden hat, und hat das unter Verhältnissen bewiesen, die allen anderen eine zu dünne Brücke stellen.

Was nun Dr. Lieber daran arbeitet, den Finanzminister aus dem Gatteln zu heben, so hofft er damit zugleich die Stellung zu brechen, welche die konventionelle Partei heute im Abgeordnetenhaus einnimmt, und sich und seine Leute an die Stelle zu setzen. Nichts ist das erniedrigende, als das zu tun, was man zu tun hat, um die Partei zu zerschlagen. Das Centrum soll auch in Preußen die ausschlaggebende Partei werden, die, die Gefolgschaft von links führt, hier die Zulassung des Gegenseitigen zwischen den Konventionen und der Staatsregierung erreichen könnte. In der That würde Dr. v. Miq. nicht thun können, was seinem eigenen Nutzen und seiner Vergangenheit mehr widerspricht, als eine derartige Schädigung der Konventionen zu fördern, während das es prodest, sobald es ausgemerzt wird, sich dahin brantmaret, daß das Centrum den Vorteil davonzieht und mit ihm der neugewählte Reichstag, Herr Dr. Lieber.

Wie weit neben dieser Aktion der demokratischen, liberalen und Centrumsdiplomaten noch andere, außerhalb des Parlaments stehende Elemente mitwirken, wollen wir nicht untersuchen. Herr v. Miq. hat viele Feinde, und sie stehen in vieler Segen.

Die konventionelle Partei wird sich ebenfalls verständlich ein Spiel nicht mitmachen, das in seinen notwendigen Konsequenzen zur Zerschlagung des Centrums und seines demokratisch-liberalen Gefolgs in Preußen führen würde. Diese Art Forderung dürfte in allen Punkten zutreffen. Dr. Liebers Plan ist rechtlich erkannt und als Sieger geht nicht Dr. Lieber, sondern Dr. v. Miq. aus dem Kampfe hervor.

Deutsches Reich.

Der Kaiser erlegte bei der gestrigen Rückkehr, wie man aus Rom telegraphisch erfuhr, die Kaiserin, darunter einen Prinzen, und Büchsenler zur Strecke gebracht. Der nächste der drei Kapitalhiebe wurde von der Kaiserin mehrfach photographiert und wird von Professor Freie, der ihn machte, gemalt werden. Die Kaiserin unternahm in Schlesien der Hofdame Gräfin Stolberg eine Spaziersahrt, während der Kaiser Portage entgegennahm. Nach der gestrigen Festliche nahm das Kaiserpaar einen Wundgang durch das Dorf,

wobei es sich mit vielen Bewohnern festlich unterhielt. Hernach besichtigte es das neue Kinderheim und hielt sich ungefähr 1 1/2 Stunden darin auf. Für den diesjährigen Aufenthalt des Kaiserpaars in Rominten ist zwischen diesem Orte und Berlin ein regelmäßiger Couriertdienst eingerichtet, der durch zwei längere Couriers vertrieben wird. Der eine verläßt vom Bahnhof Friedrichstraße etwa um 11 Uhr 20 Minuten mit dem Nachmittagszuge Berlin und trifft über Drauzen gegen 3 Uhr Nachmittags des anderen Tages in Rominten ein. Der zweite Courier geht von Rominten um 1 Uhr 30 Min. Mittags ab und erreicht mit dem Nachmittagszuge über Königsberg und Durkau am anderen Morgen die Reichshauptstadt. Die Couriers befördern in einer wesentlichen Manns die Postläden und Schriftstücke, welche in Verbindung der Regierungsgeschäfte zwischen dem Kaiser und den einzelnen Kabinetten aus während der Abwesenheit des Monarchen von Berlin ausgetauscht werden müssen.

Die Kaiserin Friedrich wird sich heute von Salos Friedrichshof bei Cronitz aus nach Wiesbaden begeben, um dem gewöhnlich dort anwesenden Großfürsten von Rußland einen Besuch abzustatten. Im Anschluß hieran befehligt sich die Kaiserin an einem Diner der heute in Wiesbaden tagenden Verammlung der Delegierten des Verbandes deutscher Kantonsvereine in Berlin, um am 1. Oktober abzureisen und wird sodann der Nachmittagszug der Verammlung im Hofsee demontieren.

Die „Vol. Corr.“ meldet, daß der Großherzog von Saxe-Weimar-Eisenach und die Familie des Großherzogs an das Kranzengerüch berufen worden ist.

Die „Vol.“ berichtet von der Meldung der „Zeitung“. Dr. v. Miq. hat die Finanzminister v. Miq. habe den Wunsch zu erkennen gegeben, die von der Würde seines Amtes befreit zu werden. Folgendes: Auf Grund zuverlässiger Informationen können wir versichern, daß an der ganzen Nachricht kein wahres Wort ist.

Ein Auspruch des Reichstanzlers. Die Blätter veröffentlichen aus der Rede des Reichstanzlers auf dem von ihm gegebenen Diner für die Mitglieder des internationalen Geographenkongresses nach folgendes: Von den Ertrugenschaften der geographischen Wissenschaft sprechen, sagte der Reichstanzler, die Geographen seien Pfahndirer für den heiligen und den Weltlichen. Sie haben uns neue Arbeitsgebiete, die um so bringender seien, je mehr wir durch die Vervollständigung der geographischen Karte und mehr um Induktionen umgestaltet wurden. Das mögen wir Agrarier beklagen — er gehöre als Grundbesitzer selbst dazu — wenn er auch Industrie und Handel volles Recht wolle. Wir könnten aber nicht mehr zurück, wir würden also stets auf die geographische Wissenschaft angewiesen sein. Wir gelten unsere besten Wünsche. Er bitte die Anwesenden, diese Wünsche zusammenzufassen in die Form der geographischen Wissenschaft. — Der Reichstanzler ist bekanntlich niemals ein Freund der Landwirtschaft gewesen.

Einige von den Landratspräsidenten, die in Folge der Hofregierungen erwidert wurden, sind jetzt einmütig wieder befehligt worden. Der „Reichsanzeiger“ meldet darüber: Dem Landrat des Kreises Söbhu, u. von in Neumark, ist die kommunisirende Verwaltung des Landratsamts des Kreises Neulinien (Regierungsbezirk Köslin), dem Regierungsdirektor v. W. a. h. in Berlin die kommunisirende Verwaltung des Landratsamts im Kreis Söbhu (Regierungsbezirk Marienwerder), dem Regierungsdirektor v. D. in Danzig die kommunisirende Verwaltung des Landratsamts im Kreis Danzig (Regierungsbezirk Bromberg) und dem Regierungsdirektor v. W. in Danzig die kommunisirende Verwaltung des Landratsamts im Kreis Danzig (Regierungsbezirk Stettin) übertragen worden.

In der gestrigen geheimen Sitzung des Stadtraths folgendes wurde Stadtrath Fund (Magdeburg) mit 13 gegen 15 Stimmen, die auf Dr. Strauß (Helmst.) fielen, zum Oberbürgermeister von Elmstedt gewählt.

Das angelegte Vorgehen des Berliner Polizeipräsidiums gegen den Bund der Landwirte. Wir waren bereits in der Lage, gegenüber anderslautenden Auffassungen in der Presse zu erklären, daß die Aufforderung, die seitens des Berliner Polizeipräsidiums an den Bund der Landwirte zur Einreichung seiner fortgeführten Mitgliedslisten ergangen ist, keine politische Bedeutung besäße, sondern eine rein geschäftliche Maßnahme darstelle, die insbesondere mit der Angehörigkeit der Beamten zum Bund nichts zu thun habe. Mit Bezug hierauf stellt nun die „Vol.“ die feineswegs geheime Verfügung im Wortlaut mit, die offenbar den Anlaß zu der ergangenen Aufforderung gegeben hat. Die betr. Verfügung des Ministers des Innern lautet:

Berlin, den 5. August 1899. Das Kammergericht hat seine frühere Ansicht, daß die Verpflichtung der Vorleiter von Vereinen, die eine Einreichung auf öffentlichen Versammlungen bezwecken, zur Einreichung der Statuten und des Mitgliederverzeichnis nach dem Wortlaut des § 2 des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850 auf die drei ersten Tage nach der Stiftung des Vereins beschränkt sei und mithin die durch die Nichterfüllung dieser Verpflichtung bezweckte Zwangsverfügung mit dem Ablauf der dreitägigen Frist vollständig ist, neuerdings nicht mehr aufrecht erhalten. Es nimmt vielmehr an, daß die Verpflichtung, die Statuten und das Mitgliederverzeichnis der Polizeibehörde einzureichen, demjenigen Vereinen, welche zur Zeit der Stiftung des Vereins und innerhalb

der ersten drei Tage nach der Stiftung Vorleiter waren, so lange fortbaurt, bis die Verpflichtung erfüllt oder ihre Erfüllung unmöglich geworden ist. Bezogen vertritt es ebenfalls wie andere Gerichte noch wie vor die Auffassung, daß die erwähnte Verpflichtung lediglich denjenigen Vorleitern auferlegt ist, die dieses Amt zur Zeit der Stiftung des Vereins bekleiden, nicht aber diesen Nachfolgern, und hat in fortwährender Hinsichtung dahin entschieden, daß die allen Vereinsvorleitern schuldige Pflicht zur Statuten- und Mitgliederverzeichnis einzureichen, nicht mitumfalle.

Nicht entziehen werden ist dagegen bisher die Frage, ob die Verpflichtung von dem jeweiligen Vorleiter darüber eine Auskunft fordern kann, wie der gegenwärtige Stand der Mitglieder des Vereins sich zusammensetzt, und es ergibt sich nicht ausgeschlossen, daß diese Frage, wenn sie in der vorangehenden Form der gerichtlichen Entscheidung unterbreitet wird, bejaht und auf diese Weise eine der von den Verwaltungsbehörden bisher vertretenen Auffassung des Ratengangs 2 des Vereinsgesetzes entsprechende Entscheidung erreicht werden würde. Es erübrigt daher, durch entsprechende Anweisung der nachgeordneten Behörden dafür Sorge zu tragen, daß in Fällen, in denen die in § 2 des Vereinsgesetzes vorgeschriebene Einreichung des Mitgliederverzeichnis unterbleiben ist und die zur Zeit der Stiftung fungierenden Vorleiter ihr Amt nicht mehr bekleiden, eine Auskunft über die Zusammensetzung der Vereine in der oben angegebenen Form von den Vorleitern verlangt und dadurch Gelegenheit gegeben wird, die erforderliche Frage event. zur gerichtlichen Entscheidung zu bringen. In analoger Weise wird auch die Auskunft über die Statuten zu verlangen sein, in der Frage ergebende gerichtliche Erkenntnisse sind mit einzureichen.

es. von der Rede. Der Wortlaut der an alle Regierungspräsidenten gerichteten Verfügung läßt erkennen, daß es sich um eine ganz allgemeine Anordnung handelt, von der außer dem Bunde der Landwirte auch noch andere Vereine betroffen sein dürften.

In Einvernehmen mit dem Finanzminister hat der Kultusminister genehmigt, daß die Bezirke von Westfalen und Mittelhessen, für deren Eöhne den Uebertrag von einer höheren Lehranstalt des früheren Westfalens an eine staatliche höhere Lehranstalt des neuen Westfalens zur Folge haben, die Erhebung der in dem Etat der letzten Anhalt etwa vorgesehene Aufschubung gebührt unterbleibe.

Wie die „V. B. N.“ hören, werden jetzt schon von den zuständigen Verwaltungsbehörden die Vorkontrollen getroffen, um die durch das neue Unfallversicherungsrecht notwendig gewordenen Arbeiten von Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer vornehmen zu lassen. In der Hauptsache handelt es sich um diejenigen Vertreter, welche zur Mitarbeit bei den unteren Verwaltungsbehörden bestimmt sind. Die letzteren werden in neuen Verordnungen, die sie ein auf Ableitung lautes Gutachten über einen Rentenanspruch an die Versicherungsanstalt abgeben, mit Vertretern der Arbeitgeber und Versicherter über den Fall zu verhandeln. Es ist damit und namentlich auch dadurch, daß der Rentenanspruch der selbst zugesehen werden kann, für die Zukunft die Gewähr gegeben, daß schon ehe das Gutachten der unteren Verwaltungsbehörde abgegeben wird, sämtliche bei dem Eingetragten in Betracht kommenden Momente klargelegt und genehmigt sind. Selbstverständlich wird dadurch das ganze Feststellungsverfahren späterhin wesentlich vereinfacht werden. Daneben handelt es sich um die Wahl der Versicherer von Rentenstellen. Hier dürften die Wahlen meist nur für einen eventuellen Fall vorgenommen werden; denn fast ausschließlich ist den Einzelregierungen die Entscheidung über die Errichtung solcher Rentenstellen überlassen. Wieder hat man aber noch von keiner solchen Entscheidung im positiven Sinne gehört. Schließlich wird es sich auch um die Wahl der Mitglieder des Ausschusses der Versicherungsanstalten selbst handeln, die von den oben genannten Vertretern und Beiräten vollzogen wird. Die Wahlen sind seitens der Kantonsstellen, auch der freien Hilfsstellen, welche die in § 75a des Krankenversicherungsgesetzes vorgesehene Befähigung besitzen, vorzunehmen. Die zuständigen Behörden haben die erforderlichen Anordnungen zu treffen und sind, wie gesagt, schon jetzt dabei. Es wird sich zunächst um die Feststellung der Zahl der in den einzelnen Fällen zugehörigen Mitglieder handeln. Es ist anzunehmen, daß in den bis zur Inkraftsetzung des neuen Gesetzes noch zur Verfügung stehenden drei Monaten die Wahlen sich werden bequem vollziehen lassen.

Nachdem die bisherigen Revisionen des Reichsunterrichts an höheren Lehranstalten und Schullehrer, Seminare verschiedener Provinzen ergeben haben, daß dieses Lehrfach einer besonderen sachmässigen Ueberwachung bedarf, hat der Kultusminister den Unterricht einer geeigneten Aufsicht unterstellt. Danach sind für die künftig vorzunehmenden Revisionen vier Revisionenbestirmt geblieben. Zu dem ersten gehören Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Ost- und Westfalen, zum zweiten Posen, Schlesien und Sachsen, zum dritten Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen und Berlin und zum vierten Ost- und Westpreußen und Semantingen. Innerhalb eines jeden dieser Bezirke wird alljährlich an mindestens 20 Anhalten der Reichsunterricht einer Revision unterzogen. Zur Vornahme der regelmäßigen Revisionen werden ständige Revisionen bestellt. Diese treten alljährlich mindestens einmal zu Vorkontrollen zusammen, bei denen ein vom Minister



Unter Rath.

Von Paul Schüler.

Seit zwei Jahren saß er Abend für Abend in einem einsamen Winkel unseres Stammlofals. Fabius hieß er; weiter wußten wir nichts von ihm. Eines Abends — ich dachte, mir sollte das Seidel aus der Hand fallen — sprach er mich an.

Sie sind Bankier, sagte er; was halten Sie von Northern Pacific?

Als ich meine Fassung wiedergewonnen hatte, antwortete ich ihm, ich hätte Meinung für Northern Pacific, und setzte ihm meine Gründe auseinander.

Sie meinen also, sagte er meine Darlegung zusammen, man könne Pacific behalten? Ich habe mir nämlich für hunderttausend Mark angeschafft.

Ich meine, erklärte ich mit Ueberzeugung, man muß Northern Pacific behalten.

Herr Fabius bedankte sich und begab sich in seinen einsamen Winkel.

Zwei Tage drauf standen Northern Pacific drei Prozent niedriger; dann hielten sie sich ein paar Tage, und dann — dann fielen sie nicht mehr, nein, sie stürzten. Es war halbberühmte, wie die Dinger stürzten. In der Verwaltung der Northern Pacific-Gesellschaft waren nämlich Unregelmäßigkeiten vorgekommen von einer Großartigkeit, wie sie nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika möglich ist. Meiner Ansicht nach konnte der unglückselige Herr Fabius mit seinen Papieren getrost die Wände tapezieren. In meiner Zernüchternung schwor ich mir zu, niemals wieder eine Meinung zu äußern ohne den Zusatz: aber einen Rath will ich nicht ertheilt haben.

Drei Monate vergingen, bis ich den Muth fand, meine Kneipe wieder aufzusuchen. Beim Eintritt warf ich einen schüchternen Blick in die Ecke, wo der Northern Pacific-Mensch zu sitzen pflegte. Wahrhaftig, da saß er wieder, der Mann, der mein armes Gewissen mit dem niederdrückenden Gewichte von hunderttausend Mark belastet hatte. Gott sei Dank! Reduzirt sah er noch nicht aus, trotz seines großen Verlustes. Was war das? Er grüßte? Und der Gruß galt mir? Er lächelte sogar! Es war das erste Mal, daß ich den Mann lächeln sah, und es war kein bitteres oder spöttisches, nein, ein lebenswürdiges, ein verbindliches Lächeln! Ich dachte über ein paar Redensarten nach, die ich ihm sagen konnte; denn ich hatte das Gefühl, als müßte ich zu ihm herangehen und ihm mein Bedauern aussprechen. Ehe ich aber dazu kam, trat er auf mich zu, schüttelte mir kräftig die Hand und sprach:

Ich wollte mich schon immer bei Ihnen bedanken. Aber Sie kamen ja nicht.

Bedanken? fragte ich erstaunt. Wofür? Der Mann war entweder verrückt oder er machte sich über mich lustig.

Wissen Sie denn nicht mehr? sagte er. Sie haben mir doch vor etwa drei Monaten Rath ertheilt.

Rath ertheilt, entgegnete ich scharf, habe ich nicht. Ich habe nur meine Meinung geäußert. Allerdings in einer Form, fügte ich beschämt hinzu, die einen Laien wohl veranlassen konnte, die Meinung des Börsenmannes zu seiner eigenen zu machen. Sie glauben nicht, wie sehr ich bedauere . . .

Er ließ mich nicht ausreden.

Ob Rath oder Meinung, sprach er, Ihnen verdanke ich, daß ich heute hunderttausend Mark mehr im Vermögen habe.

Ja — aber — ich verstehe nicht, entgegnete ich und fachte mir nach dem Kopfe; soviel ich weiß, habe ich Ihnen doch gesagt, daß man Northern Pacific behalten müsse!

Das haben Sie

Und gleich darauf sind Northern Pacific gefallen, gestürzt und mit einer Schleunigkeit gestürzt, daß einem Hören und Sehen verging . . .

Das sind sie. — Ich lächelte ihm stumpfsinnig ins Gesicht.

Sie sagten mir, fuhr er fort, man müsse Northern Pacific behalten. Ich habe denn auch gleich am nächsten Tage alles, was ich von diesen jämmerlichen Papieren hatte, verkauft.

Herr! rief ich empört, hielten Sie mich denn für einen Hans Narr? Wachte ich denn einen so blödsinnigen Eindruck auf Sie, daß Sie das gerade Gegentheil von dem, was ich Ihnen sagte, für richtig hielten?

Sie sind mir böse, sprach er betrübt. Sehen Sie, so ging es mir mit meinen besten Freunden. Ich fragte Sie um Rath, und wenn ich dann das Gegentheil that, dann wurden Sie böse und wollten nicht mehr mit mir verkehren. Sie haben mich Alle verlassen, Alle. Und ich wollte doch Niemand fränken.

Ja, aber sehen Sie denn nicht ein, fragte ich, daß Ihr Verhalten die Leute erbittern muß? Weshalb thun Sie das Gegentheil von dem, was man Ihnen rät!

Da ist ein Aberglaube von mir, erwiderte er ernsthaft, ein festgewurzelter und wohl erprobter Aberglaube.

Ich sollte doch aber meinen, sagte ich, wenn Ihnen Sachverständige mit ihrem Rathe nach bestem Wissen und Gewissen an die Hand gehen, dann ist es mehr als leichtsinnig, gerade das Gegentheil zu thun.

Sie sehen ja! entgegnete er trocken.

Nun ja, sagte ich und schämte mich. Ausnahmen können vorkommen. Aber im Allgemeinen . . .

Das ist das Merkwürdige, unterbrach er mich, ich habe mich bei meiner Methode stets wohl befunden.

Selbstam, sagte ich, sehr selbstam! Was für Erfahrungen muß ein ernsthafter Mensch gemacht haben, wenn er wahllos das Gegentheil thut von dem, was Andere für richtig halten!

Er sah mich an mit einem langen Blick. Dann bewegte er langsam den Kopf auf und nieder, und dann sprach er: Kommen Sie in meine Ecke. Ich bin Ihnen Revanche schuldig für mein Mißtrauen. Sie sollen mein Vertrauen haben. Vielleicht verstehen Sie mich und verzeihen mir, wenn Sie hören, wie es mir ergangen ist.

Ich setzte mich mit an seinen Tisch, und er begann:

Ich war etwa 30 Jahre alt. Mein Vater war ein bejahrter Mann; er wünschte, ich sollte heirathen. Ich hätte ihm gern den Gefallen gethan; aber ich wußte nicht recht, wen ich heirathen sollte. Mein Herz gehörte damals zweien jungen Damen. Beiden war ich gleichmäßig gewogen; und so verschieden sie auch waren, so hielt ich doch jede von Beiden für werth, Leben und Gut mit ihr zu theilen. Sie mußten nämlich wissen, mein Vater war ein reicher Mann; ich war sein einziger Sohn; also was man eine gute Partie nennt. Die eine meiner Auserwählten war gleichfalls eine gute Partie, sie war reich, sehr reich und schön, sehr schön — meine Klarisse; eine königliche Erscheinung, auf Ballen, im Theater unlagert, umschwärmt, umworben. Und wie eine Königin ihre Unterthanen, so behandelte sie die Männer: von oben herab, kühl — unendlich kühl. Mich reizte diese kühle Unnahbarkeit. Mich reizte der Versuch, das Eis zu brechen; ich spielte mit dem Gedanken: die Sonne sollte ich sein, die aus dem winterstarrten Boden Blumen hervorzubereit.

Diese Gefühle verhinderten aber nicht, daß sich mein Herz gleichzeitig mit einem Mädchen beschäftigte, das weniger kühl und weniger reich war als meine Klarisse. Sie war sogar arm, meine Thea; der Vater war Beamter gewesen und die

sucht hatte. Daß man nicht ein doppeltes Leben führt! Daß man nicht ein anderes Ich neben sich hat, welches alle die Handlungen, die sich als Fehler und Mißgriffe herausstellen, vermeidet; daß man sein Leben nicht gleichsam nochmal abschreiben kann ins Kleine! — Das Glück hatte mir die Hand geboten und ich hatte sie zurückgestoßen. Durfte ich nun noch nach ihr greifen? Würde Thea den geschiedenen Mann nicht von sich weisen? Ja; ich wollte noch einmal mein Glück versuchen. Ich wollte vor sie hintreten und ihr sagen, daß ich mich in meinen Gefühlen irrte, als ich der Anderen die Hand reichte; daß ihr liebes Bild wieder und immer wieder vor meine Seele getreten ist; daß ich mich nach ihr und ihrer Liebe sehne. Ich wollte ihr sagen, daß meine Liebe versuchen würde, wieder gut zu machen, was mein Mißtrauen an ihr gesündigt habe. Ich wollte ihr sagen . . . Gründlich überlegte ich mir Alles, was ich meiner Thea sagen wollte, wenn ich ihr nun, nach einer Trennung von sechszehn Monaten, vor die Augen treten würde.

Sechszehn Monate. So lange hatte ich nichts von ihr gesehen noch gehört. Als ich meinen Vater mal nach Thea und ihrer Mutter fragte, gab er mir eine ausweichende Antwort und lenkte die Rede auf andere Dinge. Das Thema war ihm offenbar peinlich.

Ich zog ihn nicht ins Vertrauen, nun, da ich ein zweites Mal mein Glück versuchte. In einer Sache, wo nur das eigene Gefühl entscheiden darf, sollte kein Mensch mehr mich beeinflussen, am allerwenigsten mein Vater. Eines Sonntags zog ich den schwarzen Rock an, setzte den Cylinder auf und ging zu ihr. Die Kanzleiräthin öffnete mir und führte mich in die gute Stube. Wie oft hatten wir dort zu Dritt gegessen und geplaudert! Ich fand nicht gleich das rechte Wort. Denn ich hatte mich auf ein Gespräch mit Thea vorbereitet und nicht mit ihrer Mutter. Verlegen strich ich meinen schwarzen Cylinder. Die gute Frau kam mir zu Hülfe und sprach:

Ich weiß, was Sie herführt, Herr Fabius.

So? fragte ich und fühlte mich ordentlich erleichtert durch dieses Entgegenkommen. Und Sie haben nichts dagegen, daß wir durch meine letzte Vergangenheit einen dicken Strich machen, und daß Ihre Thea meine Frau wird?

Wie? rief sie voller Bestürzung, so wissen Sie also gar nicht . . .

Was? — was soll ich nicht wissen? fragte ich, und ich merkte, wie mir die Hände zitterten. Da brach die alte Frau in Thränen aus und schluchzte: daß — meine Thea — tobt ist!

Als sie ruhiger wurde, erzählte sie, daß Thea ins Wasser gegangen war. Ob ich es denn nicht in den Zeitungen gelesen hätte? — Ich hatte täglich die Zeitung gelesen. Nur an einem Tage hatte ich sie nicht gelesen. Es war der Tag nach meiner Hochzeit gewesen. An diesem Tage aber mußte wohl das Unglück darin gestanden haben, denn an meinem Hochzeitstage war es geschehen. Da hatte ich nun meinen vollgültigen Beweis.

Er schwieg und blickte vor sich auf den Tisch. Nach einer Weile hob er die Augen, sah mich traurig an und sagte: Sind Sie mir noch böse?

Allerlei.

Merkwürdige Geschichte. Daß es in der That mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, dürfte durch ein seltsames Vorkommniß, das sich vor einiger Zeit in Amerika ereignete, bewiesen werden. Ein äußerst geschickter Wechselfälscher, der in den besten Gesellschaftskreisen in Boston verkehrte und allgemein für sehr reich galt, wurde auf höchst merkwürdige Weise vom Verhängniß ereilt. Der Verbrecher hatte seine saubere „Kunst“ mehrere Jahre hindurch mit bestem Erfolge, und ohne den geringsten Verdacht auf sich zu lenken, getrieben und bereits die größte Vollkommenheit im Nachahmen fremder Handschriften erlangt. Sein Untern wollte es, daß er die Bekanntschaft eines Verlegers machte, dessen Vermögen auf viele Millionen geschätzt wird. Die aristokratischen Allüren des nobel auftretenden Gainers imponirten dem Yankee-Nabob, er lud ihn zu sich ein und bald war der etwa 29-jährige elegante Kavaliere ein ständiger, gern gesehener Gast im Hause des Millionärs. Eines Tages machten die Pantiers des Verlegers die Wahrnehmung, daß Jemand die Unterschrift

ihres Klienten auf verschiedenen Checks über große Summen gefälscht hatte. Zwei Detectivs wurden sofort mit der Verfolgung der Angelegenheit betraut; die Beamten vermochten jedoch nicht die leiseste Spur des Thäters zu entdecken. Das Opfer des mit bewundernswerther Kaltblütigkeit bei ihm aus- und eingehenden Spitzbuben sprach mit diesem öfter als einmal über die räthselhafte Affäre und der stets innigste Antheilnahme heuchelnde junge Mann verließ bald dieser, bald jener Vermuthung Ausdruck. Eines schönen Morgens kam das elfjährige Töchterchen des Verlegers mit wichtiger Miene in das väterliche Bureau und erzählte dem nur zerstreut zuhörenden Manne, daß es in der letzten Nacht sehr „körnlich“ geträumt hätte. Die Kleine berichtete, daß der Gentleman, der jetzt so oft zu Besuch komme und immer so liebenswürdig zu ihrer ältesten Schwester sei, ihr in Traum erschienen wäre und sie aufgefordert hätte, mit ihm späteren zu gehen. Er habe sie in seine Wohnung in der Mainstreet geführt und ihr gezeigt, daß er ebenso schön schreiben könne, wie ihr Papa, dessen Namen er sehr sorgfältig auf ein längliches Stück Papier zeichnete. Er habe ihr das Papier dann geschenkt, aber als sie aufgewacht, sei es natürlich verschwunden gewesen. Der erstaunte Verleger hatte zuletzt sehr aufmerksam dem Geplauder zugehört und machte dann dem Detectiv Meldung von dem eigenthümlichen Traum des Kindes. Die Beamten waren anfangs geneigt, die Sache zu belächeln, beobachteten aber nichtsdestoweniger den betreffenden Herrn. Das Resultat war, daß man Veranlassung fand, eine Hausdurchsuchung bei dem jungen Mann vorzunehmen, und da entbedte man denn das komplette Inventar zum Fälschen von Banknoten, Wechseln und so weiter. Dem Gainer gelang es nicht mehr, sich der Verhaftung zu entziehen, und bald stellte es sich heraus, daß man es mit einem Individuum zu thun hatte, dessen Spur schon lange verfolgt wurde, da man ihm eine Anzahl in anderen größeren Städten Amerikas verübter bedeutender Fälschungen zur Last legte.

Eine Königshochzeit auf den Tonga-Inseln. Am 1. Juni d. J. fand, wie der Pariser „Matin“ berichtet, in der königlichen Kirche von Nukualofa, der Hauptstadt des Tonga-Archipels in der Südsee, die Hochzeit des Königs Georg Tobon II. von Tonga mit der Prinzessin Savinia statt. Der Vater des Königs Georg Fatafehi hatte die dort anwesenden Europäer und die einheimischen Würdenträger mittelst gedruckter Einladungsarten in der Trauungs-Ceremonie eingeladen. Die Thore des königlichen Palastes waren am Tage der Hochzeit von den einheimischen Truppen und der Polizei bewacht. Rings um das Palais hatten sich die Eingeborenen aufgestellt, um die Einzelheiten des Hochzeitsfestes genau verfolgen zu können. Die kleine Kirche war alsbald vollständig beiegt. Vorne saßen die Würdenträger. Auf der einen Seite stand ein Thron mit einem großen Sessel, rechts und links standen zwei kleinere Stühle. Auf einem Tischchen vor dem Throne lagen zwei Kronen: die Königskrone von Tonga und eine erst vor einigen Monaten gekaufte und für die Braut bestimmte. Die andere Seite der Kirche war für die englischen und deutschen Bize-Konsole und die übrigen Europäer von Rang reservirt. Die Kirche war mit großem Pomp ausgeschmückt. Die Dekorateurs hatten, wo es nur möglich war, kleine Fahnen mit den nationalen rothweißen Farben von Tonga aufgezogen. Ueber dem Altar war eine Kissenkante aus farbigem Papier angebracht. Der Boden der Kirche war mit schwarzem Tuch bedeckt, in den Ecken standen Farrenkräuter und Zweige von Kokospalmen. Um 11 Uhr verkündete Kanonendonner das Herannahen des Königs. Die Musik fing an zu spielen und Georg Tobon II. betrat die Kirche. Er war mit einer blauen, mit Goldborten garnirten Uniform bekleidet. Um die Schultern hing ein Mantel aus rothem Sammet, dessen Enden von zwei Pagen getragen wurden. An einem schweren emallirten Collier, welches der Bräutigam um den Hals trug, war das Wappenbild von Tonga, eine goldene Taube, befestigt. Auf der Brust glänzten zahlreiche Sterne und Orden. Der König setzte sich unter Dorgelklang auf den Thron, rechts von ihm nahm sein Vater Fatafehi Platz. Alsbald betrat auch die Braut am Arme ihres Vaters Rupu die Kirche. Die Braut trug ein weißes Seidenkleid mit Schleier und Orangenblüthen im Haare. Die Schleppe des Kleides, welches ebenfalls mit Orangenblüthen geschmückt war, trugen sechs Ehrendamen. Rupu war in großer Uniform. Der König stieg beim Herannahen der Prinzessin vom Throne und führte sie an seine Seite. Die Trauungs-Ceremonie nahm Reverend A. B. Watkin nach den Gebräuchen der freien Kirche von Tonga in der einheimischen Sprache vor. Nach der Trauung erhob sich der König und setzte der Prinzessin, welche niederkniete, das königliche Diadem auf das Haupt und sprach gleichzeitig mit lauter Stimme: „Ich anerkenne von heute an Savinia als Königin von Tonga.“ Unter den Klängen eines nationalen Mariäches verließen die Neuvermählten die Kirche. Beim Palaste angelangt, spielte die Musik unter Kanonendonner die Tonga-Hymne. Nach der Trauung fand ein intimes Dejeuner statt, dem nur die Eltern des Königs-naars und die höchsten Würdenträger beizuhörten. Nachmittags wurden die Glückwünsche entgegengenommen. Der „Ministerrath“ von Tonga, welcher sich zuerst befügt gegen die Wahl des Königs

Mutter hatte auch nichts. Nun, ich war in der glücklichen Lage, daß ich den Geldpunkt nicht zu berücksichtigen brauchte. Thea war in jeder Beziehung das Gegentheil von Klarisse, und es war mir selber räthselhaft, wie diese zwei Seelen in meiner Brust gleichzeitig wohnen konnten. Thea nämlich war ein zierliches, sanftes Wesen; unter schwarzen Locken blickten tiefblaue Augen hervor, in denen sich eine romantische und leidenschaftliche Seele spiegelte. Bei Klarisse war alles Würde; bei Thea alles Gefühl. Klarisse ließ sich huldigen, und wehe dem Manne, der ihrer Gottheit zu nahe getreten wäre! Thea war ein sehnüchtes Menschenkind, und wohl dem Manne, dem sie sich hingeeben hätte! Nie schenkte mir Klarisse ein Zeichen ihrer Gunst. Thea bedachte mich oft genau mit Aufmerksamkeiten, die ihrer sinnigen Art entsprachen; der Geldbeutel schien mir weniger als Verstand und Gemüth dabei betheiligigt zu sein.

Also Klarisse und Thea, Thea und Klarisse wohnten freundlich in meinem Herzen, Kammer an Kammer. Bald trat dieie stärker in den Vordergrund, bald jene, aber keine vermochte die andere dauernd zu verdrängen. Dieses Doppelspiel dauerte Monate lang. Ich nahm es hin als ein Phänomen, als ein Ding, für das man keine Erklärung hat. Venus war mir zur Zwillingsgottheit geworden. Die Zeit verrann und mahnte mich, einen Entschluß zu fassen. Da mein Vater ein weislicher Mann war, der es gewöhnlich gut mit mir meinte, so trug ich ihm den Fall vor und fragte ihn um Rath. Er sagte:

Ich kenne Thea nicht, und ich kenne Klarisse nicht. Jede von ihnen habe ich nur einmal flüchtig gesehen. Aber ich kenne Klarissens Vater und Theas Mutter. Und da rathe ich Dir denn, mein Junge: heirathe Klarisse, wenn Du sie kriegen kannst. Ich sage das nicht, weil ich mir eine reiche Schwiegermutter wünsche, sondern weil ich wünsche, daß Du glücklich wirst. Klarisse ist in der Lage, nach ihrer Wahl heirathen zu können. Sie wird einen Mann wählen, den sie gern hat. Ein armes Mädchen dagegen wird darauf bedacht sein, ihre Lage zu verbessern. Sie wird danach trachten, einen reichen Mann zu heirathen.

Ich hat meinen Vater, Thea nicht für charakterlos zu galten: sie würde mich nicht heirathen, wenn sie mich nicht gern hat, sagte ich ihm.

Gewiß, mein Junge, sprach mein Vater, davon bin ich überzeugt. Aber — aber: das Geld ist eine Macht, der sich wenige entziehen können; ganz unmerklich beeinflusst es die Meinung; es setzt die Vorzüge seines Besitzers in helleres Licht, und manchen Fehler deckt es gnädig zu. Theas kleine Aufmerksamkeiten kamen gewiß von Herzen. Aber sind sie ein vollgültiger Beweis für ihre Liebe? Steht nicht auch sie unbewußt unter der Macht des Geldes? Und weißt Du denn, wie viele dieser kleinen Aufmerksamkeiten ihre Mutter, die Kausleiräthin, auf dem Gewissen hat? Die Liebenswürdigkeit dieser mackeren Frau und Mutter ist zu groß, um wahr zu sein. Sie geht uns beiden um den Bart. Sei überzeugt, wären wir selbst die Brachtlerle, als die sie uns hinstellt, sie würde dennoch alle die schönen Worte sparen, wenn sie nicht die Absicht hätte, für ihre Tochter einen reichen Mann zu angeln. Ich nehms ihr keinen Augenblick übel. Das ist ihre Mutterpflicht. Ja, ja, mein Sohn: wer reich ist, muß mißtrauisch sein. Er kann nie wissen, ob man ihm oder seinem Gelde den Hof macht. Und wenn er ein armes Mädchen freit, und er hat keinen vollgültigen Beweis dafür, daß das Mädchen ihn meint, dann kann er getrost annehmen, sie meine sein Portemonnaie.

Monatelang wartete ich auf den vollgültigen Beweis, obgleich ich keine rechte Vorstellung davon hatte, wie ein vollgültiger Beweis beschaffen sein mußte. Drei Einladungen, die mir Theas Mutter in kurzen Zwischenräumen schickte — zum Mittagessen, zum Thee und zum Abendbrod — lehnte ich rundweg ab. Ein Kalender in Herzform, der unter jedem Monatsnamen Gebichtchen aus Theas Feder enthielt und mit natürlichen Rosen und Bergkneiminnicht garnirt war, wanderte ins Feuer. So mißtrauisch war ich. Nach langer Zeit — es waren Wochen verstrichen, in denen Thea und ihre Mutter nichts von sich hatten hören lassen — ging ich wieder einmal hin zu ihnen. Thea war nicht bleicher als sonst. Sie hatte keine vermeinten Augen. Sie klagte weder über ihre Schlaflosigkeit noch über Mangel an Appetit und einen Selbstmordversuch hatte sie auch nicht gemacht, sonst hätte es wohl in der Zeitung gestanden. Daß sie lieb und nett war und ihre blauen Augen oft und lange auf mir ruhen ließ, war doch schließlich kein vollgültiger Beweis!

Mein Schickal war entschieden. Länger durfte ich nicht zögern, wenn ich mir nicht die vielumworbene Klarisse entgehen lassen wollte. Ich hielt bei ihrem Vater um ihre Hand an. Er empfing mich mit offenen Armen. Er versicherte mir, daß ich schon längst an erster Stelle vorgemerkt sei: das habe er meinem Vater als langjähriger Geschäftsfreund versprochen müssen.

Alle anderen, sagte er, fallen mit ihrer Forderung aus. Sie sollen befriedigt werden.

In der Freude meines Herzens lachte ich über diese Geschmacklosigkeit.

Die Flitterwochen verlebte ich in Italien. Die Flitterwochen . . . Als wir in Rom waren, erhielten wir die Nachricht, daß sich eine Freundin Klarissens verlobt habe.

Wohl eine Neigungssache? sagte ich, denn ich hatte die beiden Leutchen oft zusammen gesehen und beobachtet. Klarisse zuckte die Achseln. Das that sie gewöhnlich, wenn sie Spott oder Ironie oder mitleidige Verachtung zum Ausdruck bringen wollte und es nicht der Mühe werth hielt, mir zu antworten. Ja, deshalb soll es denn keine Neigungssache sein? sagte ich etwas gereizt. Das Mädchen ist ja doch reich; kann also nach ihrer Wahl heirathen. Ja, wenn sie arm wäre und darauf angewiesen, einen reichen Mann zu nehmen! Denn wenn ein Reicher ein armes Mädchen nimmt und er hat keinen vollgültigen Beweis dafür, daß sie ihn meint, dann kann er getrost annehmen, sie meint sein Portemonnaie. Aber so — wo sie Beide Geld haben . . .

Du bist naiv, sagte Klarisse und zog verächtlich die Brauen in die Höhe. Niemand ist mehr darauf angewiesen, reich zu heirathen, als ein Mädchen, das Geld hat. Ein armes Mädchen wird auch fertig, wenn sie einen armen Kerl heirathet. Sie ist an die arme Wirthschaft gewöhnt und kennt es nicht besser. Heirathet aber ein reiches Mädchen einen Habenichtsn, dann heißt es: auf Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verzichten. Denn ist die Mitgift auch noch so groß, man muß sich doch einschränken, wenn eine ganze Familie davon leben soll. Und wer thäte das gern, sich einzuschränken, auf liebgeordnete Genossenschaften verzichten? Papa sagte immer: Nur feinen armen Mann, Klarisse! Von der Liebe kann man nicht leben. Du hast Dich selber noch so amüsirt, wie er sagte: Reich und reich geüßt sich gern.

Ich bestätigte, daß ihr Vater ein witziger Mensch sei. Damals dachte ich viel an Thea. Wir waren im schönen Lande Italien, im wunderschönen Monat Mai noch dazu, und ich froh. Wir fuhren Korfo auf dem Monte Pincio, und wir saßen unter Palmen und Myrthen auf dem Balatin. Wir wandelten auf den Ruinen in Gärten voll der üppigsten Sommerpracht, und wir ritten durch die schattenlose Via Appia. Wir standen auf Schloßterrassen und sahen auf die sonnen- durchglühte Campagna. Ueber Allem wölbte sich der blaueste Himmel, und aus den uralten Trümmern des Forums zauberte die Sonne Blumen hervor. Und ich froh. Denn an meiner Seite war ein lebendiger Eisberg. Und ich Schwächling hatte mich vermessnen, die Sonne sein zu wollen, die dieses Eis durchbrechen sollte. Kalt blieb sie gegen mich, kalt gegen Rom und gegen Alles. Blasirt war sie: blasirt und glacirt — durch und durch vereist. Mir schien, als ob ich selber die Fähigkeit zum Genuße, die Kraft zur Freude verloren hätte. Das waren Flitterwochen! Da hatte ich die Arme verschmäht, um nicht des Geldes wegen genommen zu werden: nun hatte mich die Reiche gerade des Geldes wegen genommen. Wer hatte denn nun Recht? Mein Vater oder meine Frau?

Heute weiß ich, daß sie Beide Unrecht hatten. Wie kann man überhaupt so thöricht sein und eine Regel darüber aufstellen wollen, ob ein reicher Mann ein armes Mädchen oder ob er ein reiches Mädchen heirathen soll? Das sah ich ein, als es zu spät war. Für Theas Liebe war mir kein Beweis vollgültig genug gewesen; nun hatte ich einen vollgültigen Beweis dafür, daß Klarisse mich des Geldes wegen geheirathet hatte. Narren, die das Leben in Formeln bannen wollen! — Ich habe meinem Vater diese Narrheit nie verziehen.

Ein qualvolles Jahr lebte ich mit Klarisse zusammen. Dann gingen wir auseinander. Ein Kind war nicht da: wir liebten uns auf Grund gegenseitiger Einwilligung scheiden. Ich mußte oft an Thea denken: an ihre sinnigen Gaben, die Geist und Gemüth zu Stande gebracht hatten, an ihre guten, blauen Augen. Ich glaube, ich wäre glücklich geworden an ihrer Seite; ich hätte die Liebe gefunden, nach der ich solche Sehnsucht

gestäubt hatte, bewilligte für die Trauungs- Ceremonie fünf- zwanzigtausend Francs und der Braut eine jährliche Rente von 2500 Francs.

Von der Camorra. Eine charakteristische Illustration zum Treiben der Camorra bildet, so schreibt man den „M. N.“ aus Neapel, ein Ereigniß, das die Blätter erzählen: In Fuoriarotta, einem kleinen Orte Neapels, war ein kleiner Grundbesitzer in Geldverlegenheit. Er fand einen Bäcker mit Namen Pasquale Pagano — wohnhaft in dem belebten Vico S. Maria in Portico mitten in der Stadt — der ihm gegen Hypothek auf sein Grundstück 7000 Lire vorstieß und dem er versprach, das Geld in einer bestimmten Zeit wieder zurückzahlen. Der Termin kam, aber der Schuldner zahlte nicht. Der Bäcker drängte und drängte, aber der Schuldner zahlte nicht. Der Bäcker ging endlich zu Gericht; diesen Schritt nahm aber das schuldnerische Ehepaar sehr trumm und drohte ihm mit — Rache, wenn er sie nicht in Ruhe ließe. Der Bäcker aber ließ dem Recht seinen Lauf und ließ das Grundstück pfänden. Nun wandte sich das zahlungsstüchtige Ehepaar an einige bekannte Camorristen zur Ausführung seiner Nachgedanken. Die Haupttriebfeder hierbei war die Frau, sie führte den wohlklingenden Beinamen „la baccaioia“, die Stöckfischverkäuferin. Mit einem ordentlichen Messerschiff oder etwas Aehnlichem sollten die Camorristen dem Gläubiger seine Zudringlichkeit austreiben. Zur Ausführung des Planes besprach sie sich erst mit einem gewissen Luigi Canzanella, genannt „Caribaldi“, welcher seinerseits den Auftrag einem der gefährlichsten Camorristen, Francesco Biquari, genannt „Macchiuletta“ (das Fleckchen) übergab, der erst kürzlich von der Galere zurückgeführt war, auf der er zwanzig Jahre wegen Mordes verbannt hatte. Dieser brachte die Angelegenheit vor den Vorstand der Camorra im Bezirk S. Ferdinando, von welchem der „piccinotto containolo“ — der Kassirer der Gesellen — mit Namen Giuseppe Torino, genannt „Scassa casa omammona“ (welcher im Privatleben als friedlicher Mandolinenspieler sich in den Restaurants umhertrieb) beauftragt wurde, zur Ausführung des Todesurtheils am Bäcker Pagano einen würdigen Gefellen auszusuchen. Es sollte dies dessen Meierstück sein, damit er zum Camorristen befördert werden könnte. Die Wahl fiel auf den 18-jährigen „Kandidaten“ Umberto Catalano. Von der „Stöckfischverkäuferin“ wurden ihm für gute Ausführung 200 Lire, vom Bund die Beförderung versprochen. Mit Freude nahm dieser den Antrag an und begab sich unzerzückt ans Werk. Am gleichen Abend noch bot sich ihm Gelegenheit. Er fand den Bäcker behaglich auf einem Stuhl vor seinem Laden eingeschlafen. Im Vorbeigehen verlegte er ihm einen Messerschiff. Aber er verfehlte sein Opfer. Zwei Abende später versuchte er es nochmals, noch viel frecher diesmal. Er ging einfach in den Laden, verlangte für einen Solbrod und versuchte im selben Augenblick, dem Bäcker das Messer ins Herz zu stoßen. Dieser aber stand hinter dem Ladentisch und konnte so dem Stoß ausweichen, jedoch er nicht gefährlich verwundet wurde. Weil der „Kandidat“ seine Aufgabe nicht vollständig gelöst hatte, erhielt er nur 100 Lire, wurde aber doch befördert. Nach mühsamen Nachforschungen kam die Polizei der Geschichte auf die Spur und hat die Hauptbetheiligten eingestekkt. — Dem Treiben der Camorra wird das wohl nicht viel Abbruch thun; solche Läden sind schnell ausgefüllt.

Ueber die Ausgrabung einer römischen Villa in Tunis berichtete Gaudier, der Direktor der Alterthümer und Künste in Tunis, in der letzten Sitzung der Pariser „Académie des Inscriptions“. Die Villa wurde von D. Novat in El-Mia entdeckt und mit Unterstützung der Akademie ausgegraben. Der Grundriß dieser landwirthschaftlichen Niederlassung zeigt viele Aehnlichkeit mit dem der heutigen afrikanischen „Bordjs“. Das Hauptgebäude, das der Familie als Wohnhaus diente, hat die Form eines länglichen, niedrigen Pavillons, auf dessen beiden Flügeln sich zwei vierstöckige Thürme erheben. Es ist sehr luxuriös ausgestattet; die Wände sind mit Frescogemälden bedeckt, der Boden ist mit zierlichen Mosaiken belegt, in den Schlafzimmern sind es einfache, geometrische Mäntel, in den Empfangsräumen, die in den beiden Flügeln liegen, sieht man zwei große decoratve Wandkassettens, die sich gegenüber liegen und einander entsprechen. Das eine stellt einen Fächzug mit Schleppegen an der afrikanischen Küste, das andere Szenen aus Jagden auf Krokodil, Nilkrocodil und Föts in den Sümpfen des Nildelta dar. Alle Einzelheiten der Fauna und Flora dieser beiden sehr verschiedenen Naturwelten sind mit der größten Genauigkeit wiedergegeben. In den Landschaften, die den Hintergrund der beiden Gemälde bilden, sind mit der „realistischen Phantastik“, die für die Alexandrinische Malerei charakteristisch ist, behandelt. Etwa hundert verschiedene Gebäude und nahe an achtzig Personen sind auf den beiden Fußböden abgebildet, so daß sie auch als historische Dokumente von größtem Interesse sind. Sie tragen zu einer werthvollen Bereicherung unserer Kenntniß der privaten Baukunst im ersten Jahrhundert bei und beweisen vor Allem, daß der Gebrauch des Holzes bei der Errichtung ländlicher Gebäude schon vorherrschend war, und daß auch die mit Glassteinen versehenen Fenster damals bereits sehr verbreitet gewesen sind. Die Mosaiken von El-Mia, die von Demaure, dem Eigentümer des Terrains, dem Staat überwiehen wurden, sind von Braddere, dem Conservator des „Museum“, sehr geschickt gehoben und restaurirt und jetzt dem Publikum zugänglich gemacht worden, die eine im Museum von Bardo, die andere im Museum von Souffe.

Mit dem Bau einer Eisenbahn auf den Mont Blanc soll es nun Ernst werden; der Ruhm der Schweizer, die einen Weg auf den Gipfel der Jungfrau fanden, läßt die Franzosen nicht ruhen; von der französischen Seite her soll dem Mont Blanc an den Leib gerückt werden. Die früher entworfenen Pläne, wie die Anlage eines Schachtes, in dem die Passagiere mit einem Aufzug befördert werden sollten, machten einen phantastischen Eindruck. Jetzt aber haben Sachverständige ersten Ranges, darunter F. Vallot, der Leiter des meteorologischen Observatoriums auf dem Mont Blanc, einen Plan des Werkes festgesetzt. Die Bahn soll von Daches ausgehen und ihren Weg zunächst durch einen Tunnel nehmen. Der erste Theil soll Zahnradbahn sein, die nötige Kraft durch Elektrizitätserzeugung, bei der man Wasserkraft benutzen will, gewonnen werden. Die Länge der Bahn soll nach der französischen Zeitschrift „La Nature“ 11 Kilometer betragen; zwölf Stationen sollen angelegt werden. Der Endbahnhof soll auf den Petit Rochers Rouges zu Irgen kommen und besondere Einrichtungen erhalten, um die Reisenden vor den unbehaglichen Einflüssen des geringen Luftdrucks und der strengen Temperatur zu schützen.

Thiere auf der Bühne. Man berichtet aus Paris: Das Theater „Le Châtelet“ wird Ende des Monats mit einer sensationellen Novität, „Robinson Crusoë“, wieder eröffnet. Das Hauptinteresse der Aufführung liegt nämlich in der Mitwirkung einer bisher auf der Bühne so gut wie unbekanntem Gattung von Künstlern: Robinson wird in Châtelet auf seiner Insel die treuen Gefährten finden, welche Daniel Defoe ihm ehemals in dem berühmten Roman gab. Eine Ziege, ein Hund, ein Papagei, ein Affe werden ihn in seiner Einsamkeit gerettet. Die Vorbereitung dieser interessanten Schauspieler erfordert gegenwärtig besonders, sehr merkwürdige Proben. Vor mehreren Wochen schon haben die Zeitungen die Besitzer der Thiere eingeladen, ihre Kandidaten zu nennen. Die Bewerber stellten sich in Massen vor, gerade als ob es sich um einen Wettbewerb für irgend ein Staatsamt gehandelt hätte. Augenblicklich sind nur der Affe und der Hund definitiv engagirt und von der Verwaltung käuflich erworben. Die Ziege, die freilich nur eine kleine Rebenrolle im Stück hat, ist noch nicht gefunden. Größer war die Schwierigkeit in Betreff des Papageis, dessen Rolle im Stück erst ganz laßt werden sollte, nun aber erheblich geändert worden ist. Zuerst hatte der Vogel, wie im Roman, einige Worte zu sprechen. Die Schwierigkeit bestand nicht darin, ihm dieselben beizubringen, sondern zu erreichen, daß er sie im gegebenen Augenblick äußert. Er bleibt einen ganzen Akt lang auf der Bühne, und man muß ihm außerdem noch beibringen, zu schweigen, wenn nicht die Rede von ihm ist. Mehrere Papageien sind schon als unbrauchbar befunden worden, aber man legt große Hoffnungen auf den gegenwärtigen Inhaber der Rolle.

Vom Büchertisch.

— Wenn man es auch schon gewohnt ist, daß jeder neue Jahrgang der „Wiener Mode“ neue Fortschritte bringt, so muß man doch gestehen, daß dies heuer in besonders überraschender Weise der Fall ist. Wir sprechen nicht von dem ganz ausgezeichneten, rein weissen Papier, obwohl auch dieses den Leserinnen sehr willkommen sein wird; auch nicht von dem überaus gelungenen und interessanten Umschlage, sondern von den reizenden farbigen Bildern im Text, deren ausgezeichnete Ausführung jede Nuance der Farbe und des Stoffes erkennen läßt. Wie sehr eine solche farbige Wiedergabe der Modebilder den Werth eines Modenblattes erhöht, lehrt dieses Heft, das in jeder Buchhandlung zur Ansicht aufliegt und das wir jeder Frau auf's Angelegentlichste empfehlen. Wenn die „Wiener Mode“ den neuen Jahrgang so fortsetzt, wie sie ihn mit diesem Hefte begonnen hat — so muß sie wieder einen bedeutenden Zuwachs an Anhängerinnen gewinnen, was ihr als Lohn für ihr unausgesetztes und eifriges Streben nach Vollendung von Herzen zu wünschen ist. — Das sechsen beginnende Abonnement auf den XIII. Jahrgang kostet in jeder Buchhandlung oder beim Verlage der „Wiener Mode“ (Wien, IV., Wienstraße 19) jährlich 10 Mt. und vierteljährlich 2,50 Mt. mit portofreier Zulendung.

— In dem eben erschienenen 7. Heft der Wiener Kunstzeitschrift **Ver sacrum** ist die Stiftungsurkunde Laura von Hörmann's, der Gattin des verstorbenen Th. von Hörmann, abgedruckt. Die Dame hat zum Ankauf von Bildern ein Kapital von 20 000 Gulden ö. W. und den Erlös einer Anzahl Bilder ihres Mannes ausgelegt. Sie bestimmt u. A., daß die Kuratoren der Stiftung nicht über 45 Jahre alt sein dürfen. Das Kuratorium soll nicht nur entscheiden, welche Bilder gekauft, sondern auch welcher Galerie sie überwiesen werden sollen. Das Heft der genannten Zeitschrift (Verlag von C. A. Seemann, Leipzig, Abonnementpreis 12 Hefte 15 Mt.) enthält wiederum eine Fülle werthvollen Stoffes, sowohl was die Textbeiträge als was die künstlerische Ausstattung und illustrative Darbietung anlangt. L. Devesi giebt eine Uebersicht über das Vordringen des neuen Kunstgottes in den letzten zwei Jahren; G. Uggis erörtert die Bedeutung der graphischen Kunst für die familiäre Erziehung des Volkes. Eine große Zahl Abbildungen von Werken aus der IV. Kunstausstellung der Wiener Sezession bilden den Hauptinhalt des reichhaltigen Heftes.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebenleben. — Druck und Verlag von Otto Fiebig, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87

